



### Ein Kamerad.

Den langen Herbst und Winter hielt er getreulich stand,  
Schuf sich aus Krieg und Fremde Heimat und Vaterland.  
Sein Heimweh tranken die Sterne, es floß in die ruhende Nacht,  
am Tage hat er der Heimat wie einer Toten gedacht.  
Doch als der Frühling mit erstem Scheine die Luft erfüllt,  
da war sein hartleuchtend Auge von dunkler Trauer umbüllt.  
Da stöhnte er tief im Schlafe und wußte es selber nicht,  
da welkte in Träumen und Sehnen sein hartes Kriegergesicht.  
Und eines Morgens im Dämmer, da lag es über das Land —  
Da stand er, bebenden Mundes, sein Antlitz zum Himmel gewandt:  
Da war eine erste Lerche, die sang zwischen Krachen und Graus,  
da floh die gefangene Seele aus ihres Willens Haus.  
Daweinte er. Weinte vor Qual: Jetzt sah er erst Tod und Schlacht,  
sah, was des halben Jahres Krieg über die Erde gebracht.  
Er griff nicht mehr zum Gewehre, er hat seine Wacht veräußert,  
und stand er auf seinem Posten, da hat er geschwärmt und  
geträumt.  
Er küßte die nackte Erde und warf sich an ihre Brust,  
hat nichts mehr von aller Beschwerde, nichts mehr vom Kriege  
gewußt.  
Er hörte auf kein Kommando, nicht, wenn ein Schrapnell zerprang  
Kein Schießen, kein Stürmen, kein Rufen — nur: daß die Lerche sang.

Geinrich Perle

## Stellungskrieg und Bewegungskrieg.

Von Richard Gädle.

Der Stellungskrieg, wie er sich in diesem Kriege herausgebildet hat und an einzelnen Fronten nunmehr schon zweieinhalb Jahre dauert, wird manchmal als die moderne Form des Krieges überhaupt angesehen. Gelehrte Kriegsschriftsteller haben ihn in Vergleich gestellt mit dem Stellungskriege, der das 18. Jahrhundert beherrschte und erst durch die Zeit Napoleons abgelöst wurde. Seine höchste Blüte erhielt der Bewegungskrieg dann durch Moltkes geniale Kriegskunst. Selbst die Belagerung von Paris konnte ihn nicht veranlassen, zum Stellungskriege überzugehen: die Entlastung der feindlichen Heere wurden nicht in der Verteidigung, sondern durch höchst entschlossene Gegenstöße im freien Felde abgewehrt.

Erst der mandchurische Feldzug zwischen Rußland und Japan zeigte ein neues Erwachen des Stellungskrieges, zugleich aber das offensivere Bestreben beider Teile, ihn immer wieder durch gewaltsamen Angriff zu beenden. Wenn der Krieg schließlich doch in einem langen Stellungskriege hinstarrte, so lag es daran, daß den Japanern die Kraft, den Russen aber das Selbstvertrauen zu einer neuen entscheidenden Feldschlacht fehlte.

Der Stellungskrieg des 20. Jahrhunderts ist seinen Ursachen und Wirkungen nach von dem des 18. völlig verschieden. Letzterer wurde hervorgerufen durch die Art der Verpflegung der Heere, die auf die Nachführung von Brot und Mehl aus Magazinen gegründet war, durch die große Verletzbarkeit der rückwärtigen Verbindungen und durch die Kostspieligkeit des Kriegsmessingens, des Heeres, das, einmal zertrübt, schwer wieder zu ersetzen war. Wenn man sich in starken Stellungen auf die dünnen Verbindungen des Gegners mit seinen Magazinen legte, konnte man ihn dadurch allein rückwärts zwingen, weil er seine Verpflegung neu sichern mußte. Den Angriff aber auf solche Stellungen schenken selbst tüchtige Feldherren, die mittelmächtigen vermieden ihn ganz, einem Friedrich mißglückte er bei Collin und Kunersdorf. Nachkämpfe aus dem 16. und 17. Jahrhundert wirkten dabei mit, denn das Söldnerheer war sehr kostspielig und lief nach Niederlagen häufig auseinander; die Werber fanden dann nur geringen Zulauf.

Das alles fällt jetzt fort; der Stellungskrieg unserer Tage ist bei den Kriegführenden eine unliebe Last; er ist durch besondere Verhältnisse entstanden und wird verschwinden in dem Augenblicke, wo diese sich ändern; er wird in neuen Kriegen aller Voraussicht nach in dem gegenwärtigen Maße nicht wiederkehren. Will man seine Ursachen auf eine kurze Formel bringen, so wird man — im vollen Gegenfalle gerade zum 18. Jahrhundert — gewiß die gewaltige Größe moderner Heere anführen dürfen, die es ermöglicht, auf allen Kriegsschauplätzen zusammenhängende Fronten von Meer zu Meer, oder vom Meer zur neutralen Grenze, zu bilden, durch die Umfassungen und Umgehungen der schwachen Flanken erschwert oder ganz verhindert werden. Die Fronten aber sind durch die vernichtende Abstoßkraft unserer Feuerwaffen stärker als je vorher geworden. Aber der Hauptgrund liegt schließlich in diesen Verhältnissen noch nicht, sondern allein in der augenblicklichen politisch-militärischen Weltlage. Die verbündeten

Mittelmächte, von vier Seiten durch zahlenmäßig weit überlegene Heere angegriffen, sind ganz klarer Weise nicht stark genug, um den Krieg auf allen Seiten angriffsweise in raschen Bewegungen und großen Entscheidungsschlagen zu führen, sie müssen ihrerseits zu der Ausschilfe des Stellungskrieges greifen und müssen andererseits zugeben, daß auch der Gegner gelegentlich den Schwung ihrer Bewegung durch das gleiche Hilfsmittel verzögert.

Aber auf allen Seiten tritt doch das entschlossene Bestreben hervor, die entscheidungslose Schwereffälligkeit des Stellungskrieges durch große Schlachtenangriffe eng zusammengefohrter Massen an Truppen und Geschossen immer wieder zu überwinden und in den allein entscheidenden Bewegungskrieg überzuführen.

Den verbündeten Mittelmächten ist diese Absicht wiederholt geslicht, und allein darauf beruhen alle ihre bisherigen Erfolge, beruht ihre überlegene militärische Lage. Ich erinnere kurz an Hindenburgs Siege in Ostpreußen, an seinen polnischen Feldzug im Winter 1914, an die Mai-Offensive in Ostgalizien, die zu einem großartigen Bewegungskriege von fast sechs Monaten führte, an den Einbruch und die Ueberwältigung Serbiens, an die Zertrümmerung des rumänischen Heeres und die Eroberung der Wallachei.

Der hartnäckigste Stellungskrieg zeigt sich im Westen; er dauert von Mitte September 1914 bis zur Stunde. Er ist dadurch entstanden, daß die Umfassungsbewegung der deutschen Heere durch Belgien ihr vorzeitiges Ende an der Marne fand und seitdem nicht wieder aufgenommen werden konnte, weil die deutschen Kräfte zu dringenderen Aufgaben nach Osten abberufen wurden. Im Westen aber hatten wir in zwischen den Ansturm der gesamten Kräfte zweier großen Weltmächte auszuhalten, die die halbe Welt aus Asien, Australien, Afrika und Amerika gegen uns in Bewegung setzten und ihre Heere zu immer größeren Massen anschwellen ließen.

Wiederholt haben unsere westlichen Gegner während dieser 30 Monate versucht, den Bewegungskrieg im Durchbruche unserer Grabenstellungen zu erzwingen: in den drei aufeinanderfolgenden Frühjahrsoffensiven des Jahres 1915, in der großen Herbstoffensive des gleichen Jahres zugleich in der Champagne und im Artois, und endlich in der tiefsten, blutigsten und zähesten von allen ihren Unternehmungen, in der Sommeschlacht des Sommers und Herbstes 1916. Wir dürfen nicht zweifeln, daß sie den Versuch in noch gewaltigeren Ausmaßen binnen kurzem wiederholen werden.

Der Stellungskrieg wird also von allen Seiten als ein Uebel betrachtet. Wenn die Anstrengungen unserer Gegner im Westen nicht vermocht haben, dieses Uebel zu heilen, so ist damit doch nicht gesagt, daß der Fall an sich hoffnungslos liege. Auf den ersten Anblick scheint es wohl, als ob die beiden Ringer dermaßen ineinander verstrickt und verbissen wären, daß jeder die Freiheit der Handlung verloren hätte und schließlich nur noch die überlegene Masse des einen dem anderen den Brustkorb eindrücken könne.

Aber so arm ist die Kriegskunst nicht an Hilfsmitteln; große Feldherren haben stets vermocht, selbst in scheinbar verzweifelten Fällen die Freiheit der Bewegung wieder zu gewinnen, die die erste Vorbedingung jeden kriegerischen Erfolges ist. Das bloße Kaufen, der geistlose Druck der toten Masse führt nur selten und nur zu unfruchtbaren Siegen, wenn der Gegner sich auf gleichen Irrwegen der Kunst hält.

Nicht immer ist die Vorbewegung das Mittel, um dem Gegner das Geheiß des Handelns aufzuerlegen; die Fälle sind gar nicht so selten, wo große Siege durch einen Rückzug eingeleitet wurden. Als der Konul Aemilius Paullus 168 v. Chr. den Mazedonier Perseus bei Wydna besiegte, war das römische Heer bereits auf dem Rückzuge vor der brutalen Drohung der langgestreckten Phalanx, kehrte sich aber sofort zum Angriff, als diese in unebenem Gelände geriet und die Geschlossenheit verlor. Am 25. Dezember 1745 führte der alte Dessauer sein Heer nach vergeblichen Angriffen auf die starke sächsische Stellung bei Kesselsdorf rückwärts; sich wendend, schlug er dann den verfolgenden Gegner vor seiner Stellung. Auch Hindenburg hat im August 1914 seine glorreichen Scharen aus dem Rückzuge heraus zum Siege bei Tannenberg geführt; seine glänzende Herbstoffensive in Polen begann er gleichfalls mit einem Rückzuge von der Weichselinie Warschau—Zwanporod, um die Freiheit der eigenen linken Flanke wiederzugewinnen und die rechte Flanke des schwerfälligen Russen zu gewinnen. Aber auch der Kampf in Siebenbürgen wurde zunächst mit einem Rückzuge eingeleitet; aus ihm heraus schritt die 9. Armee zum siegreichen Angriff bei Hermannstadt.

Wir sehen also, daß der Rückzug ein wirkungsvolles strategisches Hilfsmittel zum Siege sein kann; sich erst vom Feinde zu lösen und dann den Kampf in dem Gelände zu erzwingen, das man sich selbst ausgesucht und bereitet hat, erfüllt eben den Zweck aller strategischen Bewegungen, die Schlacht unter möglichst günstigen Bedingungen zu schlagen. Ob man hierzu sich seitwärts oder rückwärts, sich konzentrisch oder exzentrisch bewegt, hängt allein von den jeweiligen Umständen ab. Wie Kesselsdorf lehrt, kann ein Rückzug besonders dann von Nutzen sein, wenn man sich dadurch den verlustreichen Angriff auf starke feindliche Stellungen erspart, er ist manchmal das einzige Mittel, aus der Unfreiheit des Stellungskrieges zur Freiheit des Bewegungskrieges überzugehen.

### Fabrikpflegerinnen.

Von Meta Duard-Hammerschlag (Frankfurt a. M.).

Da man die Arbeiterinnen nicht unter das vaterländische Hilfsdienstgesetz gestellt hat, ist man jetzt gezwungen, für die vielen Hunderttausende von Frauen, die in den Fabriken ihr Bestes für das Vaterland hergeben, durch gesonderte Einrichtungen zu sorgen. Wie immer, wenn es sich um Ausnahmen handelt, und seien diese auch noch so zahlreich, tragen die Einrichtungen den Stempel des Unfertigen, des nicht genügend Durchdachten; sie gleichen einem Experiment. Es fehlt ihnen die Kontrolle, die einem Gesetz durch die Beratung im Reichstag zuteil wird.

An die Spitze der Organisation, die über das Wohl und Wehe von unendlich vielen arbeitenden Frauen entscheiden soll, hat man eine bürgerliche Frau gestellt, welche wohl in der Charlottenburger und belgischen Wohlfahrtspflege und der Verwaltung tätig war, aber keine nennenswerte praktische soziale Erfahrung, wie sie z. B. eine tüchtige Fabrikinspektorin mitgebracht hätte, besitzt. An allen Kriegsamtsstellen stehen Frauen aus bürgerlichen Kreisen den Abteilungen für Frauenreferate vor. Auch ihnen mangelt die praktische Erfahrung der Fabrikbetriebe und der Fabrikarbeit. Ihre Erfahrungen sind in den meisten Fällen dem Gebiete der sogenannten Wohlfahrtspflege entnommen. Da ist es denn kein Wunder, daß sich die Tätigkeit dieser Kriegsamtsstellen hauptsächlich auf die Fürsorge beschränkt und daß das, was man unter Arbeiterin versteht, in die zweite Stelle gerückt wird. Gewiß ist es nötig, daß Einrichtungen getroffen werden, die den Frauen ermöglichen, ruhig und ohne Sorge um ihre Kinder in die Fabrik zu gehen: Kindergärten, Kinderhorte, Speisungen in genügender Zahl, am rechten Plage, in der richtigen Art und unter der richtigen Verwaltung. Alles das muß geschaffen und, wo es vorhanden, den Bedürfnissen angepaßt werden. Dabei darf aber nicht vergessen werden, daß auch die arbeitende Frau selbst des Schutzes bedarf. Es darf nicht vergessen werden, daß der ungeliebte, fast möchte ich sagen, primitive Arbeiterinnenschuß, der vor dem Kriege bestand, in den hauptsächlich in Betracht kommenden Betrieben durch zahlreiche Ausnahmen durchlöchert ist, und daß es daher dringend der Einrichtungen und Verordnungen bedarf, die diesen Arbeiterinnenschuß ersetzen und die arbeitende Frau schützen und ihr die Gesundheit, die sie so notwendig als künftige Mutter braucht, erhalten.

Diese beiden Aufgaben, einerseits Fürsorge für die Familie und ihr Leben außerhalb der Fabrik, und andererseits Schutz während der Arbeit in der Fabrik, sollen nun die jetzt geplanten Fabrikpflegerinnen als unterste Organe der im Kriegsamte für die Frauen geschaffenen Hilfsorganisation leisten. Während aber die Spitzen dieser Hilfsorganisation, sowohl das Berliner Referat für Frauen, als die an den Kriegsamtsstellen tätigen Leiterinnen und ihre Assistentinnen, vom Kriegsamte angestellt und bezahlt werden, will man diese untersten Organe, auf deren Arbeit doch das ganze Gebäude der Hilfsorganisation ruhen müßte, wenn es einheitlich und wirksam werden soll, von Arbeitgeberern anstellen und bezahlen lassen. Man nimmt damit diesen Organen das Maß von Unabhängigkeit und Freiheit, welches gerade in dieser schwierigen Stellung doppelt nötig wäre. Man überweist der Fabrikpflegerin Aufgaben, die, wenn sie sie gewissenhaft erfüllen will, sie notwendig mehr oder weniger in Konflikt mit dem Unternehmer bringen müssen, gibt sie zugleich durch die Art der Anstellung in die denkbar größte Abhängigkeit von eben diesem Unternehmer, ohne auch nur daran zu denken, wie man die Stellung dieser Frauen stärken könnte. Denn daß diese Stärkung, ja ein gewisser Schutz, den die Fabrikpflegerin haben muß, von den Fabrikarbeiterausschüssen kommen könnte, wie ich kürzlich in einem den Gewerkschaften nahe stehenden Blatte las, glaube ich nicht. Auch wäre es gerade das Gegenteil von dem, was sie verlangen müßten. Nicht der Fabrikarbeiterausschuß soll die Fabrikpflegerin schützen, sondern die Fabrikpflegerin soll durch die Art ihrer Anstellung und den behördlichen Charakter ihrer Arbeit den Fabrikarbeiterausschuß ergänzen. Soll die Fabrikpflegerin den Teil der Aufgaben, der der arbeitenden Frau im Betrieb gilt, also Arbeiterinnenschuß, übernehmen, so bedarf sie dazu unbedingt Unabhängigkeit vom Arbeitgeber.

Sie hat diese Unabhängigkeit auch dann nötig, wenn das Kriegsamte weitere Organe schafft in Gestalt von sogenannten „Einrichtnerinnen“. Das Wort ist aus dem Kreise des industriellen Wörterbuches entnommen. Wie ein Einrichtner in der Fabrik 20 bis 30 Frauen anleitet, so denkt man sich eine außerhalb der Fabrik stehende Frau als Anleiterin der in den einzelnen Betrieben stehenden Fabrikpflegerinnen des Generalkommandobezirks. Diese Einrichtnerinnen hätten das Recht, alle Betriebe in dem betreffenden Generalkommandobezirk zu besuchen und hätten weiter die Pflicht, in regelmäßigen Konferenzen die Fabrikpflegerin bei ihrer Arbeit anzuleiten, wobei wohl dann auch die Ansichten und Erfahrungen der Fabrikpflegerin von ihnen berücksichtigt werden würden. Wie wir hören, soll die Anstellung und Bezahlung dieser Frauen direkt durch das Kriegsamte erfolgen und so der Hauptfehler, der dem Amte (wenn man da überhaupt noch von einem Amte sprechen kann) der Fabrikpflegerin anhaftet, vermieden werden. Wie die Verbindung mit der Fabrikinspektion gedacht ist, und was an Vorbildung von diesen Einrichtnerinnen verlangt wird, entzieht sich unserer Kenntnis. Die deutschen Arbeiterinnen aber müssen vor allem verlangen, daß hier tüchtige Frauen angestellt werden, die nicht nur

theoretisch gebildet, sondern auch praktisch erfahren an ihre Aufgabe herantreten. Sie müssen auch verlangen, daß die Frauen nicht allein in den bürgerlichen Kreisen entnommen werden, wie bisher die Leiterinnen der Kriegssanitätsstellen und ihre Assistentinnen. Es gibt genug tüchtige Frauen aus dem Arbeiterstande, die diese Arbeit leisten können. Und weiter müssen die deutschen Arbeiterinnen verlangen, daß eine möglichst enge Verbindung der ganzen Organisation mit dem Institut der Fabrikinspektion hergestellt wird. Gerade auf die Erfahrung und das Wissen unserer Fabrikinspektion können und wollen wir in dieser schweren Zeit nicht verzichten, wenn es sich um das Wohl und Wehe unserer weiblichen Arbeiterschaft handelt.

Die Arbeit der Wohlfahrtspflegerin trägt aber, wie ich oben auseinandergesetzt habe, einen doppelten Charakter. Neben oder vielleicht auch vor dem Schutze der Frau in der Fabrik soll sie den Schutz der Angehörigen der Arbeiterin außerhalb der Fabrik leisten. Auch hier wird ihre Arbeit durch ihre Abhängigkeit vom Unternehmer erschwert, wenn auch vielleicht nicht in dem Maße, wie beim Arbeiterschutze selbst. Hätte die Wohlfahrtspflegerin einen behördlichen Charakter, so würden alle ihre Vorschläge, die zur Verbesserung oder Neuschaffung von Fürsorgeeinrichtungen führen, ein ganz anderes Gewicht haben. Sie würde zu den Beratungen und Vorarbeiten zugezogen, und Gemeinden und Wohlfahrtsvereine würden schon in den Anfangsstadien sich ihre Erfahrungen zunutze machen. So wie die Sache jetzt gedacht ist, wird diese Erfahrung höchstens durch den Mund der Einrichtungsleiter zur Geltung kommen. Je unmittelbarer aber die Erfahrung und ihre Vertretung erfolgt, desto wirksamer muß sie werden. Und bei alledem haben wir noch nicht einmal die Schwierigkeiten erwähnt, die bei einem unmodernen oder unförmigen Arbeitgeber (es soll deren auch heute noch geben!) entstehen müssen.

Die Ausbildung der Wohlfahrtspflegerin soll in einem vier- bis sechswohigen Kursus stattfinden. Man denke sich das ganze Gebiet der Wohlfahrtspflege, neben dessen theoretischem Verständnis die Kenntnis der praktischen Einrichtungen hergehen muß, von denen in manchen Orten reichlich, wenn auch nicht immer gerade zweckmäßige vorhanden sind, während an anderen Orten auch der beste Rat wegen Mangel an Einrichtungen zusehender werden muß! Dann kommt hinzu die Notwendigkeit der Kenntnis des Arbeiterschutzes, der Fabrikhygiene, der Unfallverhütung und wenigstens der elementarsten gesetzlichen und verordnungsmäßigen Bestimmungen auf diesem Gebiet. Es kommt hinzu, daß ein Ueberblick über die besten kommunalen und Vereinsführungen auf dem Gebiet der Wohlfahrtspflege und eine gewisse Bekanntschaft mit den im Krieg geschaffenen Unterstützungsanstalten (Kriegsfürsorge, Familienunterstützung, Reichswochenhilfe) vermittelt werden muß. Ist das nicht etwas viel für 4 bis 6 Wochen? Und wäre da weniger nicht mehr gewesen? Würde eine Leistung der Arbeit, die ja schon durch die zweifache Aufgabe ganz von selbst gegeben ist, nicht bessere Früchte zeitigen?

Wir Deutsche nehmen für uns das Talent der Organisation in Anspruch. Organisation bedingt aber Klarheit. Durch die doppelte Aufgabe der Wohlfahrtspflegerin einerseits und durch ihre unklare Stellung andererseits wird der Charakter der Wohlfahrtspflegerin unklar und ihre Arbeit durch die Hülle des Stoffes zersplittert.

## Der Städtebau als architektonisches Problem.

Von Robert Dreuer.

Selbst Freunde der Kunst meinen zuweilen, daß es sich nicht lohne, für Architektur ein besonderes Interesse zu haben; handle es sich doch bei ihr um etwas Totes, Konventionelles, selbst Bürokratisches. Höchstens könne einmal hier und da ein einzelner Architekt die Aufmerksamkeit beanspruchen; aber die Architektur als solche, die Masse dessen, was gebaut wird, gar die Bebauungspläne und das, was man Städtebau nennt, mit all der Fülle von technischen und hygienischen Fragen,

das habe gewiß eine kulturelle, aber keine künstlerische Bedeutung. Das seien Dinge, die dem Verwaltungsapparat und den Wirtschaftspolitikern zugehören. Solche Ansicht ist sehr töricht und begreift nichts vom Wesen der Architektur. Architektur, das ist nämlich: jene anschaulicher gewordene Idee, die durch Jahrtausende der geschichtlichen Entwicklung in konzentrierter Energie das tiefste Wesen verfunkenen Geschlechters und die Daseinsart gestorbenen Völker lebendig erhielt. All diese Bildungen aus Stein und Erz, die Häuser, die Tempel, die Kirchen, sind kostbare Gefäße, in denen die Effizienzen ausgedehnter Erfindungen des sozialen Organismus unergänglich gespeichert wurden. Was ist es denn, was uns vor den Pyramiden erschauern macht; sind das nur die gewaltigen Abmessungen, ist das nur diese äußerste, brutale Ökonomie der Monumentalität? Gewiß nicht; was uns die Pyramiden zu einem Erlebnis werden läßt, ist das festsame Wunder der Wiedererweckung all jener ungeheuerlichen Kräfte, jener grausamen Herrschergehalte, jener Vergottungstendenzen, durch die vor langen Zeiten diese Bauwerke gewollt wurden. Was uns heute besiegt, ist nichts anderes als ein Reflex von dem Triumph, den die Dynastien des Nillandes sich selber schufen. Architektur ist festgewordene Macht; Architektur ist die Materialisation sozialer Herrschaft.

Die Praktiker werden ob solcher Metaphysik vielleicht lächeln; ihnen bedeutet Architektur ein kompliziertes, aus einer Fülle von Einzelheiten zusammengesetztes Geschäft, bestenfalls ein vielseitiges Handwerk, dazu berufen, praktischen Bedürfnissen und gewissen Ansprüchen auf Schönheit zu genügen. Der Städtebau als Spezialität ist diesen redlichen Leuten nichts anderes, als ein Nebeneinander von Straßenregulierung, Kataster, Kanalystem, Feuerpolizei und Fluchtlinie. Die Praktiker haben ganz recht, sie haben sogar mehr recht, als sie zumeist glauben dürfen! In der Tat: die Architektur ist eine Kunst der Diagonale und des Kompromisses. Häuser bauen und Städte organisieren, das heißt: die Wirklichkeit einer Mittelnie zu finden zwischen einer idealen Absicht und einer an den Tag gefesselten Notwendigkeit. Die Praktiker haben durchaus recht. Nur können sie nicht verhindern, daß sie selber, ihrem Unglauben zum Trotz, durch die geringste Phase der praktischen Betätigung etwas dazu beitragen, das spezifische Wesen der Architektur zu erfüllen. Auch die Praktiker müssen des höheren Willens Werkzeug werden; sie müssen mit dazu helfen, Stein auf Stein zu legen, damit sich das ewige Denkmal für ein Stück Menschheitsgeschichte wölbe. Der Architekt ist nun einmal das Instrument, Machtzentren der Sichtbarkeit zu übergeben. Die Architektur ist nun einmal das Medium, durch das das Vergänglichste alles gesellschaftlichen Geschehens ein dauerndes und für alle Zeiten verständliches Gesicht bekommt. Die Könige starben; doch blieben ihre Paläste, um bis in die Zeiten des Demos das Regiment der Euren zu verkündigen. Die Kirche verlor die Welt Herrschaft; doch blieben die Dome und Kathedralen, um bis in die Tage des modernen Heidentums von der Macht des Dogmas zu zeugen.

Durch Jahrzehnte hatte man vergessen, den Städtebau als ein Problem zu begreifen, als ein Problem der städtischen Verfassung, der volkswirtschaftlichen Ueberlegung, der nationalen Politik und der Erziehung zur menschlichen Würde. Wie kam das? Wie konnte es geschehen, daß nach der Akropolis von Athen, nach dem römischen Forum und dem Nürnberger Markt, nach all diesen Gefäßen einer typischen Menschlichkeit, die Wästen des Nichts und der Willkür einen ganzen Volkstörper zu durchstreifen vermochte? Fragen wir: Wer baute denn die Akropolis, das Forum und den Nürnberger Markt? Die Antwort lautet: die aristokratische Stadtgemeinde, der römische Imperialismus, die Organisation der Geschlechter und Gilden. Klar umschriebene Machtzentren waren es, die sich ihre Städte als Eigentum und Ausdruck aufrechteten. Als aber diese Machtzentren eine nach der anderen zerbarsten, starben die jeweilige Konvention und das moralische Rückgrat des Städtebaues. Das geschah mit dem Einsetzen des Kapitalismus. Der kam gewaltig über die Welt, zerstörte die altweltlichen Instinkte und den Willen zur Gemeinsamkeit. Das Randesferment wurde Parole. Die Gründerjahre setzten ein. Durch Experimente auf Kosten anderer wollte ein jeder das Gold machen betreiben. Solche Verfassung des gesellschaftlichen Empfindens, solche Zerstörung des Verantwortlichkeitsgefühls, solche Verunreinigung aller stetigen Entwicklung mußte mit absoluter Notwendigkeit dem Städtebau zugleich das Regulativ und das Ziel betraden. Aus dem Städtebau wurde ein Raubbau. Und so kamen

Mietkasernen und Hochhäuser, Prachstraßen und Feinsplatz, Waldzerstörung und Hochbau selbst für die weit herausgehobene Peripherie. Und damit zugleich kam ein abnormes Steigen der Krankheitsziffern und der Mortalität, es kam das Schlaggängerwesen und die Ueberfüllung der Räume mit Bewohnern. Es kam das, was man die Wohnungsnot nennt. Die Statistik erfaßte diese Krankheit; die Beobachter und Aerzte des sozialen Körpers formulierten Diagnose und Forderungen. Der Städtebau wurde als ein soziales Problem erkannt. Damit war der Ausgangspunkt für eine neue Entwicklung gewonnen. Denn einst die Ärsen einen ganzen Stadtplan auf ihr Schloß orientierten, wenn einst der Markt das Herz der Stadt war, so soll jetzt die Masse das Herz derer, die produzieren, das wichtigste Orientierungsmittel der Stadterweiterungen werden. Man begriff die Stadt als Dienerin derer, die wirtschaftliche Werte schaffen, sei es als Arbeitnehmer oder als Arbeitgeber. Und damit empfängt der moderne Städtebau sein oberstes, auf Wohnungsreform eingestelltes Gesetz. Dem sich alsbald in logischer Konsequenz all' die Forderungen nach einer moßvollen Dichtigkeit der Bebauung, nach Wohnstraßen, nach Grünland inmitten des steinernen Körpers, nach Park- und Waldgürteln an der Peripherie zur Seite stellen. Die Großstadt hatte ihre Nacht erkannt; ihre Bevölkerung, deren Gesundheit, deren Wohlstand, deren ansteigende Vermehrung. Das nun wurde der neue metaphysische Urgrund des Städtebaues. Aus dem Trugschluß der mancherlichen Freiheit hatte man sich unter dem Druck der sich immer fähbarer machenden Gesetzgebung darauf besonnen, daß Städte bauen mehr sei als Wucherzinsen einziehen; daß es sich um ein Problem handle, ein Problem von entscheidender Bedeutung für Staat und Volk. Man begriff die architektonische Aufgabe als Lösung der sozialen.

Als es galt, plötzlich sich stauende Massen und bisher nicht für möglich gedachte Zahlen des Verkehrs, der Industrie und der Nahrungsvorsorgung zu organisieren, wußte man sich anfangs keinen anderen Rat als den: im schnellsten Tempo die Straßen zu regulieren und unter möglicher Ausnutzung des Raums Mietkasernen zu bauen. Damals eben entstanden jene langen, von hohen, grauen Häusern gesäumten, freudlosen Kanäle und die monotonen, den Rangierbahnhöfen verwandten Plätze; es entstanden die Quergebäude, die Seitenflügel, und die endlosen, übereinander gelagerten Reihen blinder Fenster. Es entstand das von der Not gehegte Schema der Massenquartiere, die brutale Mechanisierung dessen, was eine moderne Großstadt hätte werden sollen.

Niemand wird leugnen, daß solch erster, primitiver, plump zusammenfassender Versuch, die Aufgaben der Großstadt zu lösen, beinahe unerträglich von erkalten der Gäßlichkeit und bettelarmer Dürftigkeit war. Nacht und rücksichtslos waltete die Notdurft; es blieb auch nicht der mindeste Ausblick auf ein, solcher Basis erwachsendes Ideal. Da hatte der Romantiker die Stunde geschlagen. Es war beinahe selbstverständlich, daß einer kam, um solch erbärmlicher Gegenwart von der Schönheit der alten Städte, von denen der Renaissance und des Barock zu erzählen. Es war durchaus in der Gesamtlage der damaligen deutschen Kunst begründet, daß Nürnberg und Rothenburg, Florenz und Padua einer Zeit der rohen Wirklichkeit als Vorbilder tiefempfundener Schönheit und edler Klassik vorgestellt wurden.

Das Buch, das Camillo Sitte 1889 erscheinen ließ, war eine Art von elementarem Ereignis. Es war wie ein Schrei nach Schönheit aus dem Todesgraben einer steinernen Wüste. Zum erstenmal nach langer, allzu langer Lebezeit wurde der Städtebau wieder für die Kunst reklamiert. Das war Sittes große, unvergängliche Tat, daß er die satte Zufriedenheit der Straßenbauer, der Möbrenverleger und der Verkehrsregulatoren raub zur Seite stieß und mit leidenschaftlicher Einseitigkeit die Stadt wieder als Raum, als Architektur, als ein ästhetisches Wesen empfunden haben wollte. Im Rahmen solcher positiven Leistung will es wenig bedeuten, daß Sitte letzten Sinnes kein anderes Mittel kannte, der steinernen Hölle zu entgehen, als das des Rückwärtschauens und der Wälderung des Praktischen durch das Materielle. Sitte wußte, daß die Gegenwart mit den Mitteln des alten Nürnberg nicht auskommen vermag; er konnte kein Empfinden aber nicht lösen aus der schweigenden Schönheit vor-moderner Idylle noch aus der akademischen Verkürzung der klassischen Sitte. Er vermochte nicht den entscheidenden Schritt in das Neuland zu tun; ihm war es nicht möglich, die Schönheit einer modernen Großstadt völlig unabhängig von den ästhetischen Mitteln der Ver-

## Die Mutter.

Von Ernst Preczang.

Nun lagen die vielen Monate des hangen Wartens und zaghaften Fürchtens hinter ihr: alle die drohenden Tage und die Nächte mit ihren schrecklichen Träumen.

Wahr hatte sie laut aufgeweint bei der Nachricht von einer schweren Verwundung ihres Sohnes, aber dann kam es wie eine Erlösung von unerträglich Spannung über sie: der Tod hatte ihn gestreift, doch nicht ergriffen.

Am Schlusse des Briefes stand es in drei eilig hingekritzelt Worten: Lebensgefahr besteht nicht.

Er würde also leben, ihr Einziger. Leben! Was andere schrumpte zusammen vor diesem herrlichen Wort. Er würde sehen, hören, sprechen können, wie vorher. Und nur das Gehen würde ihm beschwerlich fallen — mit einem künstlichen Fuß.

Sie erbeute zeitweilig bei diesem Gedanken. Und wenn sie an die Schmerzen des Sohnes dachte, konnte sie die Tränen nicht hindern, die sich ihr unwillkürlich aus den Augen drängten. Aber dann wachte es doch wieder mächtig in ihr empor: er lebt, er lebt! Er wird noch nicht sterben müssen wie so viele, viele. Und ein ungeheures Mitleid mit all den Müttern, die ihre Kinder nie wiedersehen würden, erfaßte sie. Wie gut war sie daran, wie gut!

Am liebsten wäre sie sofort zu ihrem Sohne geeilt, um an seinem Bette zu sitzen und ihn zu pflegen, wie man kleine, hilflose Kinder pflegt. Ja, Tag und Nacht hätte sie dort sitzen mögen — und dachte: ich würde nie müde werden, nie. Aber das ging nicht an, sie wußte es wohl.

Und bald schrieb er auch selber: „Mir fehlt es an nichts; Du kannst ganz ruhig sein. Nur sehen möchte ich Dich und hin und wieder eine Stunde mit Dir sprechen. Wir müssen noch darauf verzichten, aber bald wird wohl auch dazu Rat werden. Sobald ich aufstehen kann, muß ich anderen Platz machen und komme weiter ins Land hinein. Dann wirst Du mich leichter erreichen können und darfst mich besuchen.“

Sie antwortete: „Ich warte mit Sehnsucht darauf, mein lieber Junge. Gib mir nur ja sofort Nachricht.“

Sie mußte noch Wochen warten. An einem Sonntage endlich erhielt sie die Nachricht: „Bin heute in A. angekommen, also nur vier Eisenbahnstunden von Dir entfernt. Bist Du mich bald einmal besuchen?“

Am Montag war sie da. Er stand auf dem Bahnhof, ihr großer, blaffer Junge,

ein wenig gebengt, in einen weiten grauen Mantel gehüllt, und lächelte ihr schon von weitem zu.

Ihre weitsichtigen Augen erblickten ihn sofort, und sie lächelte wieder und winkte und konnte mit ihrer großen Reisetasche gar nicht schnell genug durch die Sperre kommen.

Und dann küßte sie ihm den blaffen Mund und die mageren Hände und versuchte zu sprechen, ohne zu weinen, und brachte kein Wort hervor, kein einziges.

Er lächelte noch immer, scheu und verlegen, drückte ihr die Hände, streichelte die grauen Schläfen und stammelte: „Mutter... Mutter...“

Dann wollte er ihr die Reisetasche abnehmen, aber sie wehrte ihm energisch ab und drängte zum Bahnhof hinaus.

„Nicht so schnell, Mutter. Früher kommst Du mit meinen langen Weinen nicht mit. Jetzt ist dafür gesorgt, daß wir Schritt halten können.“

Sie mähtigte betroffen ihr Tempo. Warf keinen Blick auf die Krücke und nach unten. Sondern sah hinauf zu ihm und flüsterte: „Daß Du nur lebst, mein Junge, daß Du nur lebst!“

Er führte sie in einen kleinen, billigen Gasthof, wo sie wohnen sollte.

„Daß Du nur lebst!“

Die Mutter sagte es noch oft in den folgenden Tagen. Sie schlenderten durch die Straßen und ein Stück vor's Tor hinaus, wo die stillen Felder sich dehnten. Und nicht selten gingen schwarz gekleidete Frauen und Kinder mit einem Flor am Arm an ihnen vorüber.

Dann drückte die Mutter heimlich des Sohnes Hand und ihre Blicke trafen einander in stillem Versehen.

Es wurden Verwundete an ihnen vorbeigefahren, die sich selber nicht mehr fortbewegen konnten, und der Sohn sagte: „Nicht hat es noch nicht am schlimmsten getroffen, Mutter.“

„Rein, bei weitem nicht! Sei Du nur ganz zufrieden, mein Junge!“

Je öfter sie die Schicksale miteinander verglich, desto stärker erwuchs in ihr eine freudige Dankbarkeit, die allmählich ihr ganzes Wesen durchtränkte und sich irgendwie äußern mußte.

Wenn es zu dunkeln begann, begaben Mutter und Sohn sich in den Gasthof. In einer entlegenen Ecke des großen Schankraumes stand ein kleiner, verwaister Stammtisch. Die hier sonst ihre Karten zu spielen pflegten, wirkten nun in einem andern, ernstern Spiel mit.

An diesem Tisch saßen allabendlich die beiden und wurden nicht müde, einander zu erzählen. Sie achteten kaum auf die

anderen Gäste, und nur wenn eine graue Uniform zwischen den Tischen auftauchte, ließ die Mutter ihren Blick von dem Antlitz des Sohnes zu dem fremden Soldaten wandern.

Zuweilen kam ein ganzer Trupp herein — Urlauber, die hier einen kurzen Aufenthalt hatten und für eine Stunde den schweren Kurier abwerfen wollten. Sie waren Tage und Nächte unterwegs, hatten schmutzige Hände und bestaubte, abgeseigte Gesichter — so, als ob sie eben aus ihren Gräben gekommen wären. Sie ließen sich schwer auf die Stühle sinken und sahen dann schweigend vor ihrem Glase wie Gestalten aus einer anderen, ganz anderen Welt.

Die Mutter wandte immer wieder den Kopf nach ihnen. Und sprach leise einige Worte mit dem Wirt, der an ihren Tisch getreten war.

Der nickte. Und stellte den Soldaten, ehe sie ihr erstes Glas ausgetrunken hatten, ein zweites hin.

Sie blickten erstaunt auf, fragten. Er zuckte lächelnd die Achseln.

Und konnte die Küche irgend etwas Ehbares hergeben, dann stand es alsbald vor den fremden Gästen:

„Eßt und trinkt, Graue, es kostet nichts.“

„Wer —?“ Die Soldaten fragten wieder.

Aber der Wirt sagte es nicht.

Wenn sie sich dann später zum Fortgange rüsteten und den Kurier auf den Rücken geworfen hatten, trat die Mutter zu ihnen, teilte Zigarren aus und drückte jedem die Hand: „Mög' es Euch gut gehen, Kinder! Bleibt heil und gesund.“

Sie dankten erstaunt und blickten verwundert auf die Frau, aus deren Augen mütterliche Wärme strahlte.

Und einer sagte dann wohl: „Vielen Dank, Mutter.“

Sie nickte ihnen zu, bis der letzte die Tür hinter sich geschlossen hatte.

Trat ein verwundeter Kamerad ihres Sohnes herein, dann nötigte sie ihn an ihren Tisch und bewirtete ihn wie einen Gast, den man zu Hause empfängt. Sie erkundigte sich nach seinem Ergehen, nach seiner Familie und löste auch jenen die Zunge, die sonst schweigend und verschlossen waren. Denn sie fühlte, daß nicht müßige Neugier diese Frau bewegte und waren froh, sich einmal auszusprechen zu können.

Einmal lud sie sämtliche Saalkameraden des Sohnes zum Kaffee.

Der Wirt mußte eine lange, weißgebedeckte Tafel aufschlagen und durfte sich dann weiter nicht in die Bedienung mischen.

Und die Mutter ging strahlenden Antlitzes von einem zum andern, füllte ihnen allen die Tassen und reichte ihnen Gebäck. Und hatte für jeden ein freundliches, aufmunterndes Wort.

gangenheit und reiflos aus den Bedingungen der Gegenwart entwickelt, sich vorzustellen. Niemand kann mehr geben, als die Zeit zur Erfüllung reifen ließ. In solchem Verdienst kann auch die peinliche Tatsache eines völligen Mißverständnisses dessen, was Sitte wollte, nichts ändern. Selbstverständlich kamen die Terrainspekulanten und Bauunternehmer, um die neue Mode anzuschlagen und mit der Geste des Kulturmannes von nun an schöne Stadtbauwerke zu bauen. Mode trägt immer Zinsen; und da die Hauspekulanten etwas von krummen Straßen und geschlossenen Plätzen, von Nürnberg und Rothenburg hatten läuten hören, so machten sie jetzt ihrerseits krumme Straßen und geschlossene Plätze. Dann nannten sie solche Plätze hochmodern und gewannen die Lören. Leider muß man nun sagen, daß an solchem Zwischenpiel auch die redlichen Freunde des Städtebaues, zumal die Architekten nicht unschuldig waren: in den weitesten Kreisen hatte eben dieses Buch Verwirrung angerichtet. Weil die unreihe Zeit nicht vermochte, das Wesentliche vom Zufälligen zu unterscheiden.

Es bedurfte erst des Wettbewerbes um Groß-Berlin, die Grundlagen des modernen Städtebaues vor aller Augen zu stellen. Wobei natürlich zugegeben ist, daß dieser Wettbewerb nur der Anlaß zur Auslösung lange und langsam gespeicherter Einsicht war. Die dem nun aber auch sei, es steht jedenfalls fest, daß seit den Tagen dieses Wettbewerbes, seit denen der Berliner Städtebau-Ausstellung, seit denen des Kampfes um das Tempelhofer Feld und das Jwederverbandsgesetz die Erörterung städtebaulicher Fragen unendlich an Klarheit gewonnen hat; und es sieht jetzt — worauf es besonders ankommt — daß die konkurrierenden Plannungen zu den beiden Berliner Wettbewerben die ersten waren, die als Ausdruck bewußten Verstandes und lebendigen Empfindens der neuen Aufgaben gewertet werden können. Seit dem Jahre 1910 beginnen die Elemente, aus denen allein eine moderne Großstadt organisiert werden kann, sich der Konvention, dem selbstverständlichen Arsenal der Fachleute und dem Erwarten der Laien einzugliedern. Heute, endlich heute, weiß man (dies tausendköpfige, ewig entscheidende „man“), was das ist: Wohnstraße, Verkehrsstraße, Grünplatz und Verkehrszone, Einheit des Blocks und Randbebauung, Durchlüftung urbaner Viertel und Absonderung der Wohnviertel von den rauchenden Fabriken; was das ist, Wohnpark und Wald- und Wiesengürtel oder Gefüßgleichheit und Gleichförmigkeit der Fassaden und Grundrisse. Alle diese Elemente werden täglich durchdacht und erprobt, zum mindesten erstrebt; damit erst ist die Voraussetzung gewonnen für das Rahm einer Zeit, die auch das Höhere erfassen wird: die Großstadt, die Organisation von Massen, als architektonisches Problem. Darüber ist man sich schon heute einig, daß die neue Schönheit nicht aus der Zeit des alten Nürnberg sein kann, daß krumme Straßen und geschlossene Plätze es nicht tun werden; daß vielmehr die Statistik, die Hygiene und Technik als wichtigste Regulative, daß das Wohlsein und die Monumentalität von Hunderttausenden und Millionen das Ziel des modernen Städtebaues werden sein müssen. Es gilt der Massenfeele die Form zu finden; es gilt den ungeheuerlichen Riffen der Produktion und des Verkehrs, des Lichtverbrauches und der Nahrungsversorgung, den gigantischen Ziffern der Geburten und der unvermeidlichen Todesopfer das Denkmal zu richten. Vergesslich würde es sein, den Markt von Nürnberg oder den Platz von St. Marcus, den St. Peter-Platz oder die Freiheit von Versailles irgendwie erneuern zu wollen; es kann nur darauf ankommen, den gleichen Geist, den Willen, der zu all diesen Verkörperungen half, aufs neue erwecken zu lassen. Um ihn ungehämtert und durch keine Sentimentalität und Romantik beirrt in den Dienst des hellen Tages zu stellen.

## Jung-Stilling.

(Zu seinem 100. Todestage, 2. April.)

Goethe ist es gewesen, der Jung-Stilling zur Abfassung der Geschichte seiner Jugendjahre veranlaßt und dann die Handschrift ohne Wissen des Verfassers zu Druck befördert hat. Als das Honorar dafür in Höhe von 115 Reichthalern bei Jung-Stilling in Elberfeld eintraf, befand er sich gerade wieder einmal in der allerdringendsten Verlegenheit, und er glaubte nicht anders, als daß Gott ihm selber im letzten Augenblicke diese rettende Summe ins Haus geschickt habe. Seit Goethe in seiner Straßburger Studenten-

Es waren Musiklindige dabei. Die setzten sich abwechselnd ans Klavier und spielten. Andere gaben Solovorträge zum besten, und schließlich sangen alle gemeinsam. Es wurde ein kleines richtiges Fest voller Fröhlichkeit.

Als es sich seinem Ende näherte, klopfte jemand mit dem Teelöffel an die Kaffeetasse. Es wurde still. Einer erhob sich, der hatte einen dicken Verband um den Kopf — fast wie ein Turban sah's aus — und begann zu sprechen. Er sagte, sie seien sich früher oft wie Waisenkinder vor- gekommen und hätten gar nicht mehr gewußt, was eigentlich ein Familienleben sei. Aber das habe sich neuerdings sehr geändert; denn nun hätten sie alle eine Mutter wieder bekommen und noch dazu eine sehr gute Mutter, die an nichts anderes denke, als wie sie ihren Kindern Freude machen könne. Die Familie sei ja etwas zahlreich, und ihm selber würde Angst und Bange werden, wenn er die Mutter dieser Kinder wäre, aber es gäbe glücklicherweise noch mutige Frauen. Er schloß mit einem Hoch auf „unsere Mutter“, in das alle dröhnend einstimmten.

Und die so Gefeierte ging von einem zum andern und drückte ihnen allen leuchtenden Gesichtes die Hand. „Auf Wiedersehen, Kinder, auf Wiedersehen!“

Der Sohn aber betrachtete sie erstaunt, wie schon so oft in letzter Zeit, und meinte: „Du wirst immer jünger. Geradezu hübsch, Mutter.“

„Ich bin sechsundsüßzig, mein Junge!“

Sie lachte hell auf. Und setzte nach einer Weile hinzu: „Darf ich hinaufgehen — jetzt, wo wir daran denken müssen, uns eine neue Existenz zu gründen?“

„Neue Existenz — Du?“ Er blickte sie erstaunt, fast erschrocken an. „Ich dachte —“

„Du dachtest, Mutter scheint eine reiche Frau zu sein, wie?“

„So ähnlich. Die Groschen wachsen Dir doch sonst an der Hand fest. Manchmal hielt ich Dich für geradezu geizig.“

„Ich hab' mir's abgehingert,“ sagte sie ernst. „Es sollte für mein Alter sein.“

„Ja, ja, ich weiß;“ der Sohn fiel ihr eifrig ins Wort. „Und jetzt gehst Du mit dem Gelde um . . . es ist natürlich Deine Sache . . . aber —“

„Es fällt Dir auf.“ Sie lächelte, legte ihre Hand auf seinen Arm und sah ihm voll ins Gesicht: „Weil Du lebst, mein Junge. In mir ist alles Dankbarkeit und Freude und Kraft. . . . Nach Dir keine Sorge. Wir finden schon etwas. Vielleicht können wir in der Stadt bleiben.“

zeit Jung-Stillings Bekanntheit gemacht hatte, nahm er an dem merkwürdigen Manne lebhaften Anteil; aber darüber hinaus mußte seine Lebensgeschichte um ihres eigenen Charakters und Wertes willen tiefen Eindruck auf ihn machen. Denn dieses Buch — wenigstens in seinen ersten Teilen, die späteren Fortsetzungen stehen weit tiefer — ist in der Tat ein unverwundliches Werk, in seiner Art ein Juwel unseres Schrifttums. Es ist Lebensbeschreibung, Volkslied, Märchen, Roman und Erbauungsbuch in einem, und die Schilderungen häuerlichen Lebens, die seinen Eingang bilden, eröffnen einen Blick in die innersten Schächte deutschen Volkstums. Den Schauplatz dieser Schilderungen bildet das amnützig gelegene nassauische, jetzt zu Westfalen gehörige Dorf Grund, wo die Jungs seit Jahrhunderten beständig hausten, ein werktätiges Bauerngeschlecht, erfüllt von einer lebendigen Frömmigkeit pietistischer Färbung. Dort erblickte Heinrich Jung, der sich als Helden seiner Lebensgeschichte den Namen Stilling beigelegt hatte, am 12. September 1710 das Licht der Welt. Er war ein aufgeweckter Knabe, bei dem der Unterricht des Vaters so vortrefflich anlag, daß der Ortspfarrer, über seine Frühreife erstaunt, ihn in die Lateinschule brachte. Von der Einsegnung bis zum 30. Lebensjahre hat sich Jung-Stillings Existenz in wunderlicher Weise immer wieder zwischen den beiden Polen des Schulmeisterberufes und des Schneiderhandwerkes hin und her bewegt. Jener war sein Wunsch und Ideal, aber immer wieder vertrieben ihn Mißgunst, Mißverständnisse oder Intrigen aus dem Amte, immer mußte er zu Nadel und Schere zurückkehren, und da aus dem jungen Menschen doch nichts Rechtes werden zu wollen schien, so begann der Vater mißmutig und hart gegen ihn zu werden. Da entschloß der Jüngling sich zur Auswanderung und gelangte in das Buppertal, wo er sich schließlich ganz darein gefunden hatte, zeitweilig ein Schneider zu bleiben, als sich ihm bei dem Elberfelder Kaufmann noch einmal eine Hauslehrerstellung bot und zugleich ganz neue Möglichkeiten eröffneten.

Unter diesen Wechselfällen und Schicksalen sehen wir Jung-Stillings Charakter sich deutlich entfalten. Er war ein inniges und sinniges Gemüt, für Eindeutigkeit aus Natur und Leben sehr empfänglich, zur Schwärmerie geneigt und jähem Wechsel der Stimmungen unterworfen. Sein Gott war ihm nicht nur der Gott seiner Seele, sondern auch der, der Jung-Stillings häusliche Verhältnisse und Bedürfnisse aufs genaueste kannte und regulierte, und es nie unterließ, ihm, wenn er ihn hatte lange genug zappeln lassen, Geld oder Stellung oder was sonst not tat, zuzuwenden. Auch die Hauslehrerstelle im Henderischen Hause sah Jung-Stilling als eine ganz persönliche Fügung zu seinen Gunsten an. Er fand hier nicht nur Gelegenheit, seine Ausbildung vielseitig zu fördern, sondern wurde auch durch seinen Gönner zuerst auf das Studium der Heilkunde hingewiesen. So tat sich denn vor dem vielgeprüften Manne eine neue Welt auf, als er, ein Dreißigjähriger, 1770, nach Straßburg zog, um dort Medizin zu studieren. Hier machte er die Bekanntheit von Goethe, von Herder, Venz und anderen, die ihn in ihren Kreis zogen. Auch als er nach Beendigung seiner Studien sich in Elberfeld als Arzt niedergelassen hatte, blieb ihm Goethes Freundschaft treu.

Indes ging es mit der ärztlichen Praxis recht kümmerlich, und es war eine große Erlösung für Jung-Stilling, als er einen Ruf als Professor der Mineralien, der Land- und Forstwirtschaft an die Akademie zu Kaiserslautern erhielt. Seine häuerlichen Erfahrungen und seine Betätigung in dem Henderischen Geschäftsbetriebe kamen ihm nun zustatten, und er hatte diese Professur nacheinander in Kaiserslautern, Heidelberg und Harburg mit erfolgreichem Erfolge bekleidet. Jetzt war sein Lebensschifflein endlich in bequemem Fahrwasser gelangt. Je länger, desto mehr gab er sich jedoch einem weit ausgebreiteten Prieswischel und einer regen literarischen Tätigkeit religiösen Inhalts hin, die ihn zu einer der bekanntesten Persönlichkeiten in Deutschland machte und ihm eine Fülle von Beziehungen eintrug. Allein diese Seite seiner Tätigkeit, die auch in einigen christlichen Romanen ihren Niederschlag gefunden hat, ist nicht durchweg erfreulich. Echte Frömmigkeit mischt sich darin, wie bereits angedeutet, mit einer gewissen weltlichen Schlantheit; Jung-Stillings Mißbilligung, doch nicht tief und oft verliert sich seine religiöse Schriftstellerei in weiche Sentimentalität. Dennoch bleibt er eine durchaus merkwürdige und originelle Erscheinung. Mit den Stürmern und Drängern

Jedermann in dem kleinen Ort kennt nun die beiden. Es gibt keine Gasse, die sie nicht schon wiederholt durchschritten, keinen vermeintlichen Laden, den sie sich nicht angesehen hätten. Sie sind voll von allerlei Plänen, und ihre Erörterungen nehmen kein Ende.

„Wir dürfen uns nicht übereilen,“ sagt die Mutter. „Ein paar Monate halte ich es schon noch aus.“

„Wie sorglos Du geworden bist!“

„Du lebst ja, mein Junge . . .“

Und aufrecht wandert sie durch die Straßen und dankt heiter den Soldaten, die sie fast alle grüßen.

„Als ob Du ein General wärest!“ sagt der Sohn. Sie lacht fröhlich.

Aber wie Sonnenschein geht es über ihr Gesicht, wenn eine Anzahl Verwandter beifammensteht. Raum erblickt einer die Frau, so ruft er auch schon: „Da kommt unsere Mutter!“ Und sie eilen und humpeln eifrig zu ihr heran, und es gibt ein herzhaftes Händeschütteln.

„Guten Tag, Mutter!“

„Wie geht es, Mutter?“

„Danke Euch, Kinder, danke Euch!“ . . .

Und auf allen Gesichtern erscheint ein frohes, strahlendes Leuchten, und der warme Hauch mütterlicher Liebe und dankbarer Zuneigung breitet sich um sie alle.

## Nikolai.

Unabsehbar auf der Steppe liegt nah und liegt ferne Ohne Ton die Himmelskugel, sonder Farbe, sonder Sterne.

Unausführlich Schneegestöber niedertweht auf Dorn und Stein, Deckend in den Wagenspuren bleiche polnische Gebeine.

Horch, was rauscht im Galoppe wie ein Geisterzug vorüber? Langgestreckt schwirrt an der Erde eine wilde Jagd hinüber.

Räntel flattern, Reiter fliegen, bärtige Reiter windgetragen, Rings umschwebt von ihren Lanzen, ohne Adler glitt ein Wagen.

Leise zittert noch die Heide; doch dann wird es stille wieder, Nur der Schnee in weißen Flocken fällt mit stummer Last hernieder.

Und ein Hahn sitzt im Dorne, rauscht empor und krächzt heiser Durch die ausgestorbenen Lüfte: Russenkaiser! Russenkaiser! Wiederhallt es in den Höhen, und die grauen Lüfte sprechen, Wie mich dünkt, mit kaltem Hauche: Wie ein Rohr wird er zerbrechen!

Gottfried Keller.

machte er gegen die Aufführung Proff, deren Verstandesplatttheit er die lebendige religiöse Empfindung entgegenwarf. Dies nähert ihn Herder, an dessen großem Humanitätsideal Jung-Stilling freilich seinen Teil hatte, und schließlich rüngen sogar leise Notizen der Romantik in seiner taustenden religiösen Mißbill an. Vor allem lebte aber doch in ihm die Seele eines Dichters; nur ein Dichter hat die Bilder und Gestalten seiner Jugend und seiner Jünglingsjahre entwerfen können und mit ihnen lebt er in dauerndem Gedächtnisse fort.

## Der Winter 1794.

Eine Szene aus Romains Nollands Drama „Danton“ (erschienen 1901).

Frau Duplay (Robespierres mütterliche Freundin): Was für schlechtes Wetter war diese Nacht. Ich bin ganz durchnäßt nach Haus gekommen.

Robespierre: Wo warst Du?

Frau Duplay: In der Markthalle. Ich habe seit Mitternacht anstehen müssen. Man ließ sich, keinen Augenblick konnte man das Auge schließen, sonst hätte man sogleich seinen Platz verloren. Bei der Öffnung der Gitter schlug man sich. Glücklicherweise verfiel ich mein Recht zu verteidigen. Endlich glückte es mir, drei Eier und ein Viertel Butter zu bekommen.

Robespierre: Drei Eier für die ganze Familie? Das ist wenig.

Frau Duplay: Für Cleonore, für Elisabeth und für Dich — meine drei Kinder.

Robespierre: Gute Mutter Duplay, Du glaubst doch nicht, daß ich Euch das Brot aus dem Munde nehmen werde?

Frau Duplay: Du wirst es mir nicht abhaken. Um Deinetwegen bin ich dagewesen. Du bist leidend, Du hast einen schwachen Magen. Wenn Du wenigstens Fleisch wolltest. Aber Du verbleibst ja, es zu laufen.

Robespierre: Das Fleisch ist rar, man muß es für die Soldaten und die Kranken zurückhalten. Wir haben ein bürgerliches Fasten verordnet. Ich und meine Kollegen müssen das Beispiel der Enthaltensamkeit geben.

Frau Duplay: Nicht alle haben Deine Bedenken.

Robespierre: Ich weiß es. Ich sah gewisse unter ihnen Einladungen veranlassen. — Witten in dem öffentlichen Glend. Das machte auf mich einen furchtbaren Eindruck. Jedes dieser Gastmähler raubt dem Vaterlande die Kraft von einigen dreißig seiner Verdienster.

Frau Duplay: Was für ein Glend! Kein Fleisch, kein Geflügel, keine Milch. Das Gemüße ist für die Arme beschlaghaft. Dazu kann man nicht mehr heizen. Dies ist schon die zweite Nacht, daß Duplay darauf wartet, beim Kohlenhändler an die Reihe zu kommen; eben kommt er mit leeren Händen zurück. An Holz darf man gar nicht mehr denken. Weißt Du, welchen Preis man mir für das Kistchen abverlangt? 100 Francs. Glücklicherweise kommt jetzt der Frühling. Ein Monat länger und wir wären hingewesen. Ich kann mich, so lange ich lebe, nicht auf einen solch harten Winter bestimmen.

## Behring f.

Heßern früh ist der berühmte Worbürger Mediziner Emil Adolf Behring, der Entdecker des Diphtherieserums, im Alter von 63 Jahren an den Folgen einer Lungenentzündung gestorben. Behring, der am 15. März 1854 in Hantsdorf (Westpreußen) geboren ist, studierte an der Berliner Medizinischen und wirkte seit 1880 als Militärarzt. Im Jahre 1891 wurde er zugleich Assistent am Institut für Infektionskrankheiten, 1894 außerordentlicher Professor in Halle. 1895 folgte er einem Ruf nach Marburg, wo er bis zu seinem Tode als ordentlicher Professor und Direktor des Hygienischen Instituts tätig war. Den Verdiensten, die er sich um die Ausbildung der Muttermilktherapie erworben hat, und besonders der Entdeckung des Diphtherieserums verdankt er seinen Weltrauf.

## Charlottenburger Schillertheater: „Hinter Mauern“.

Schauspiel von Henri Nathansen.

Der Eindruck gemüthvollen Humors und einer reichen inneren Kultur, der man von diesem jüdischen Familienstück des dänischen Autors in der brillanten Aufführung des Weinhardt-Bernauerischen Komödienhauses erhielt, bestärkte sich bei dem Wiedersehen. In trostlichen die Massenerhebung im allgemeinen nicht so konsequent wie damals herausgearbeitet wurde, war die Wirkung stellenweise vielleicht noch stärker. Gegenüber all den trassen Gewaltthaten, der Willkür, den bedenkenlosen Sprüngen, die mehr und mehr zu einer selbstigen Requisite moderner Dramatik zu werden scheinen, berührt die ruhige Sicherheit in der Charakteristik und seelischer Entschlossenheit, der menschlich-freie Blick, mit welchem das Problem erfaßt ist, doppelt wohlthuend. Kein Prätorieren von Genialität, wohl aber ein Vermögen, in enger abgesteckten Grenzen Figuren und Situationen lebendig aufeinander abzustimmen. Wenn die behaglich molenden Szenen des Schabbesabends nicht durcheinander gleichmäßig gelangen (Reverden und der ältere Sohn des Hauses bleiben ziemlich blank), kam die Komik und der Ernst des zweiten Aufzuges zu um so volleren Aftingen. Was das Alter Levin, in der eigentümlichen Mischung von Weisheit, Geschäftssinn, rechtschaffenem Verstandesheit und unverwundlich gähen Dasse wider den Mann, der einst sein Volk in ihm belebte, wußte da zu einer padenden, in ihrem letzten Weisensern sich frei entfaltenden Gestalt. In der Empörung, als er erfährt, die Tochter habe sich mit einem Christen, eben jenes Mannes Sohn, verlobt, glückte mühsam zurückgedrängte alttestamentarische Leidenschaftlichkeit. Und diese Kraft individualisierender Gestaltung gab auch den letzten beiden Akten starke innere Bewegung. Ein ausgezeichneter, in Ansehen und Gehaben spezifisch jüdischer Typ war Heinz Sengere's Jakob Levin, der Großhändler. Aufdringlich, geschwätzig, hitzig, renommierend und dabei doch in dem strahlenden Stolz auf sein kleines Töchterlein von rührend-mäher veredelter Proletie. Der in seinem Trobe noch etwas grüne Aufklärungsdiskussion der jungen Schwester, die aus der abgeschlossenen Enge der jüdisch-orthodoxen Tradition sich ins Freie und Weite hebt, kam durch Paula Schneider, die bejahte Muttergüte der alten Frau Levin durch Maria Gandra zu glücklich treffendem Ausdruck. Hermann's Reverden gewann im weiteren Verlauf an Farbe. Vasczke und Elzer repräsentierten geschmack- und taftvoll die nur flüchtig flizzierten Perjonen des Gegenstücks: Elbers freisinnigen Pörrigam und den plattkonventionellen, opportunistisch-christlichen Pöpa.

## Notizen.

In der Urania hält am Dienstag und Mittwoch, abends 8 Uhr, Dr. H. Böhle aus Petersburg einen Vortrag mit Slaidbildern über „Moskau und Petersburg“. Am Sonntag, Montag, Donnerstag gelangt der Vortrag „Die Bagdadbahn“ zur Darstellung und am Sonnabend wird Direktor Franz Goerke noch einmal seinen Vortrag „Heimatland und Heimatliebe“ wiederholen. Außerdem wird am Sonntag, Dienstag und Donnerstag, nachmittags 4 Uhr, der Vortrag „Der Balkan und die befreite Donau“ und am Montag und Mittwoch der Vortrag „Im U-Boot gegen den Feind“ zu kleinen Preisen gehalten werden. Am Freitag bleiben beide Institute geschlossen.

# C & A

BRENNINKMEYER G.M.B.H.



**Einfarbiges Kostüm**  
mit dem beliebten großen U-  
Boot-Kragen und hübscher  
Schnallen-  
verzierungen  
des Gurts **97.50**



**Noirè-Mantel**  
das elegante Kleidungsstück  
mit neuartigen Knopf- und  
Stoffrollen-  
verzierungen **49.75**



**Frühjahrs-Mantel**  
in verschiedenen hübschen Far-  
ben, mit reizvoller Stepperei-  
verzierung und grohem, hoch-  
stellbarem  
Kragen **39.75**



**Hoch elegantes  
Jackett-  
kleid**

aus guter Colonne-Ware  
mit allen neuzeltlichen  
Verzierungen usw. in ver-  
schiedensten modischen Far-  
ben genau wie Zeichnung

**139.00**

Durch ein an Neuem und Schöнем  
vielseitiges Lager finden Sie bei uns  
die Möglichkeit einer sorgfamen Wahl  
und eines den Umständen entsprechend  
vorteilhaften Einkaufs.

**Königstr. 33**  
Am Bahnhof Alexanderplatz

Sonntag, den 1. April  
ausnahmeweise  
geöffnet

**Chausseestr. 113**  
Beim Stettiner Bahnhof



**Ostern 1917**